Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 49

Artikel: Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647151

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
7. Dezember
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Die heimelige Stadt.

Von Konrad Erb.

Auf mächt'gem Klotze hingegossen,
Von heller Silberflut umflossen,
Aus Kernholz wuchtig aufgebaut,
Daß weit das Land es überschaut,
So raget wie ein holder Stern
Das altvertraute, liebe Bern.

Es kommt wohl nicht von ungefähr,
Daß stets sein Wappentier, der Bär,
Des schwere Pranke schlug und raffte,
Ihm Ehr' gewann und Ruhm verschaffte;
Drum drang der Ruf weit in die Fern':
Hut ab vorm mächt'gen alten Bern!

Ob Dächern ragt des Münsters Turm,
Der Trotz bot finsterm Glaubenssturm;
Um ihn sich feste Streiter scharten,
Gesang erscholl der wetterharten:
Wir dienen bloß dem neuen Herrn,
Wir schützen dich, du frommes Bern!

In Straßen tätig Leben braust,
In Lauben junge Minne haust,
Die Brunnen rauschen, Erker blühn,
Der Schönen Wangen froh erglühn,
Und freudig tönt es, oft und gern:
Wie heimelig ist es in Bern!

Doch wird der Lärm mir allzu groß,
Dann nimmt mich auf der Altstadt Schoß,
Allhier von Freud' und neuem Wesen
Im Hauch des Alten zu genesen.
Da wächst noch Holz von festem Kern —
Die Stütze ist's des neuen Bern.

Sieh dort der Brücken stolze Bogen!
Darüber flutet hastig Wogen.
Am Horizont ein silbern Schimmern,
Der weißen Häupter strahlend Flimmern;
Aufflammt in mir ein letzt Begehr'n:
Zu ruhn in deiner Erd', mein Bern!

Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde.

Erzählung von Alfred Huggenberger. 2

Zweites Kapitel.

In welchem Konrads Vater eine Kuh zweimal tränkt und worin ferner ein Beschluß gefaßt wird.

Leider sollte der blaue Himmel, der über Konrad Enderlis mit vielen kleinen Freudenblumen angenehm geziertem Lebensgarten stand, von heute auf morgen von einer schweren Wolke überzogen werden.

Eines Nachmittags, als an Lenes Stelle deren Mutter, eine rüstige Vierzigerin, der Regine für ein paar Stunden beim Waschen behilflich war, glaubte Konrad die Beobachtung zu machen, daß sein Vater, der Enderli-Jakob, mehr als unbedingt notwendig bei den Wäscherinnen in der Küche stehe. Ja, er sah ihn einmal während dem Wäscheaufhängen durch das bekannte Bohrloch in der Scheunenwand Ausguck halten. Abends beim Füttern zeigte sich dann der Vater gegen seine Gewohnheit sehr zerstreut und einsilbig. Es kam sogar vor, daß er eine von den fünf Fleckkühen zweimal unmittelbar nacheinander an den kleinen Holztrog unterm Wasserhahn führte und seiner Besorgnis Ausdruck gab, als die Kuh das zweite Mal kein Wasser mehr zu sich nehmen wollte. Konrad, der gemächlich mit Striegel und Bürste hantierte, machte ihn lachend darauf aufmerksam, daß er ja den Lusti bereits schon einmal getränkt habe; worauf sich der Vater, ohne ein Wort zu erwidern, vom Licht der Laterne abwandte und die Kuh an der Krippe festband. — Nach einer Weile, nachdem er mit Tränken fertig war, sagte er plötzlich laut und ärgerlich:

„Das kommt von dem verdammten Studieren her! Und daß man die ganze Zeit einen Aerger in sich hineinfressen muß! Daß du's also weißt, mit der Person, mit der Regine kommen wir in die Länge nicht mehr aus. Person sag ich, verwandt hin, verwandt her! Das ist nun das dritte Mal seit vier Wochen, daß sie ihres Klatschmauls wegen die Milch über den Herd laufen läßt. Zweimal hätt' ich's mir gefallen lassen — — dreimal, da ist eins zu viel! Ueberhaupt — — mit eigenen Leuten ist man versehen, und wenn du's nicht merken willst, kannst du's bleiben lassen."

Konrad suchte den Vater zu begütigen. Es werde ja nicht ausbleiben, daß es einmal eine Aenderung gebe im Hause; aber vorläufig werde man doch besser tun, mit der Regine Geduld zu haben. Erstens könne man sie nicht bloß von heute auf morgen auf die Gasse stellen, und zweitens habe eine neue Haushälterin auch wieder ihre Mucken.

„Mucken, oder nicht Mucken — eine Aenderung muß es eineweg geben!" bestätigte der Vater verbissen, wurde dann plötzlich kleinlaut und ließ sich für heute nicht mehr zum Reden bewegen.

Von diesem Tage an konnte die Regine dem Enderli-Jakob nichts mehr recht machen. Entweder war die Suppe versalzen, oder die Kartoffeln hatten einen Beigeschmack oder die Stubenfenster waren am Sonntagmorgen nicht blank genug gescheuert — jeden Tag fand er etwas anderes auszusetzen, bis sie zuletzt auch räßzungig wurde. Das werde nun der Dankdirgott sein, daß man ihr den Schuh gebe, nachdem sie volle drei Jahre lang den Gutgenug gemacht und ihre Gesundheit ruiniert habe. Nun, sie packe schon auf, je bälder je lieber, sie sei um einen Schlupf nicht verlegen, ihre Schwester in Greinach habe ihr schon dreimal geschrieben, sie solle sich doch nicht länger bei den zwei Oelgötzen abplagen.

Nach solchen Reden nahm dann der Enderli-Jakob gewöhnlich die Türe in die Hand und ging. Und die Regine legte, wenn er weg war, erst recht los. Sie behauptete, wenn sie nicht eine stille, zurückgezogene Frau wäre, die zu allem schweige und ja sage, wäre es nicht einmal acht Tage gegangen. „Wenig reden und viel denken", sagte sie gewöhnlich zum Schluß. „Du Konrad wirst noch Sachen erleben! Meinst du etwa, ich merke nicht, was da gespielt werden soll und warum mich der Jakob mit Gewalt aus dem Hause haben will? Ich sage nichts. Es fällt mir nicht ein, auch nur ein einziges Sterbenswörtlein laut werden zu lassen. Aber das sage ich: Er ist zu Ostern erst zweiundfünfzig, und wenn so ein Wittling in den zweiten Saft kommt, so ist ein Junger der reinste Engel dagegen! Wie gesagt, ich behalte alles für mich. Ich glaube auch für ganz bestimmt, es ist nur ein reiner Zufall, daß dein Vater die Hemden in der letzten Zeit kaum mehr acht Tage auf dem Leib tragen will, damit man ja recht bald wieder die Wäscherin ins Haus bekomme. Ich behaupte: das ist nur ein Zufall. Aber das behaupte ich dann nachher auch: Wenn du es geschehen läßt, daß er dir eine Stiefmutter ins Haus bringt, so hast du es für immer und ewig bei den Mädchen verspielt."

Konrad machte sich im Anfang nicht allzuviel aus solchen Andeutungen. Aber es kam doch ein geheimes Unbehagen über ihn, und er war sich innerlich ganz darüber klar, daß notwendig etwas geschehen müsse, und zwar je bälder je lieber.

Eines Samstagvormittags, als Vater und Sohn in der Stube beim Neunuhressen saßen, während Regine irgendwo in den Kammern hantierte, stand der Enderli-Jakob unversehens vom Tische auf, trat an die nußbaumene Kommode hin und bemühte sich, das schwere Stück ein wenig von der Wand hinweg zu schieben. Er wies mit der Hand auf ein ansehnliches Häufchen Staub und Abfälle hin, das unter der Kommode versteckt gelegen hatte, ging dann in die Küche nach einem Besen, um damit den Kehricht mitten in die Stube heraus zu befördern, worauf er die Kommode wieder an ihren Platz rückte. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich dann an den Tisch und aß weiter.

Konrad kaute mit wenig Behagen an einem Bissen Brot herum und zerknüllte daneben mit den Fingern die Ecke eines auf dem Tisch liegenden Zeitungsblattes. Als der Vater noch immer nicht reden wollte, fand er es für gut, die Bemerkung zu machen, daß das nun allerdings keine nette Gewohnheit der Regine sei, den Staub aus Bequemlichkeit bloß unter die Kommode zu kehren. Da dürfe man schon reklamieren.

Der Vater sah ihn mit einem scharfen Blicke an. „Bloß reklamieren, meinst du?" Er schüttelte bestimmt den Kopf. „Das langt nicht. Luft muß es da geben, so oder so! Und wenn du wissen willst, wo der Karren jetzt steckt, so sage ich bloß das einzige Wörtlein: Entweder du oder ich. Wenn du mich verstehst, ist's wohl und gut, im andern Fall..."

Konrad Enderli verstand schon. Und er tat jetzt das, was ihm in dieser Lage als das einzig Richtige erschien: rückte unversehens mit der merkwürdigen Mitteilung heraus, daß er auf morgen Abend etwas vorhabe. Im gleichen Augenblick bereute er es auch schon, den Vater angelogen zu haben, denn in Wirklichkeit war er in seinen Plänen und Entschlüssen den Mädchen gegenüber noch nie fahriger und mutloser gewesen, als gerade jetzt.

Der Vater tat anfänglich, wie wenn er nicht recht gehört hätte. Er blickte eine Weile in den Tisch hinein, trommelte mit den Fingern und meinte darauf kleinlaut, halb zu sich selber redend, mit wenig Aufmunterung im Tone: „Also. Wenn du etwas vorhast, ist's recht. Ich bin dir nicht darvor. Im Gegenteil. Wenn man solche Sachen im Hause erleben muß..." Er wies wieder mit der Hand auf das verhängnisvolle Kehrichthäufchen, das in Konrads Augen langsam zu wachsen begann, so daß er den Kopf gewaltsam nach der andern Seite wenden mußte. Wenn der Vater halt jetzt nur nicht gleich etwas Genaueres wissen wollte!...

Richtig, da kam ja schon die mit gelassener Zudringlichkeit ausgesprochene Frage über den Tisch herüber: „Hoffentlich wird es sich um eine Person handeln, die man dann später auch bei Tag vorzeigen darf, hä?..."

Konrad rutschte verlegen auf der breiten Wandbank hin und her. Vor seinem geistigen Auge spielte sich die reinste Kinematographenvorstellung ab: Mädchenbilder, eines nach dem andern, gaukelten in unklarer Zeichnung an ihm vorbei,

„kaum gegrüßt — gemieden."

Einmal hätte er bei einem Haar einen Namen laut werden lassen: Annette Winteler. Sie hatte vor ein paar Tagen zufällig ganz allein neben ihm an Stockers Ladentisch gestanden und ihre muntere Freundlichkeit hatte ihm stark eingeleuchtet. Aber glücklicherweise kam ihm jetzt noch rechtzeitig der Prozeß in den Sinn, der sein Vater vor bald zwanzig Jahren mit dem Winteler ausgefochten und der schlechterdings noch von keiner Partei vergessen war.

„Nun? Geht das mich etwa gar nichts an, hä?" Der Enderli-Jakob war bereits etwas ungehalten. Konrad ließ seine Schattenbilder noch einmal mit Blitzgeschwindigkeit an sich vorbeiziehen, während seine Augen gleichsam vom übrigen Menschen abgelöst, auf eigene Rechnung und Gefahr auf der vor ihm liegenden Zeitung umherirrten. Plötzlich blieben sie unwillkürlich an einem unscheinbaren Inserat hängen; wie eine Erlösung dämmerte es in ihm auf.

„Der Schwellhof-Bauer hat ein Saugkalb im Blatt." Er sagte das mit kleiner Stimme, aber die Worte kamen ganz von innen herauf.

Der Enderli-Jakob machte eine nachdenkliche Miene. Er zog die Achsel ein wenig in die Höhe und ließ sie dann langsam wieder in ihre richtige Lage zurückfallen.

„Hm — die Idee ist an und für sich gut, der Schwellhofer ist recht eingeschrieben im Steuerregister", meinte er, während sein Gesicht sich zusehends aufheiterte.

Konrad hatte dies nicht so bald mit einem raschen Seitenblick wahrgenommen, als er auch schon ziemlich beherzt weiterfuhr: „Ein Saugkalb brauchten wir freilich jetzt nicht; aber man muß doch eine Ausrede haben."

Der Vater nickte verständnisvoll. „Und welche meinst du von beiden, das Amali oder die Seline?"

„An das Amali könnte ich mich jedenfalls schneller gewöhnen", stellte Konrad ohne langes Bedenken fest.

S. Freudenberger: Das ländliche Mahl. (Aus „Baud-Bovy, Schweizer Bauernkunst".)

Der Vater faßte sich mit der linken Hand den rechten Oberarm an. „Die andere hat es da", sagte er mit Nachdruck.

„Wenn sie halt nur die Augen nicht so weit auseinander hätte", wagte Konrad schüchtern, aber doch mit ziemlicher Bestimmtheit einzuwenden.

Der Enderli-Jakob tupfte mit einem Brotrestchen sorgfältig die Brosamen vom Tische auf. „Befehlen will ich dir in dem Teil nichts, du mußt mit der eigenen Haut zu Markt. Und schaffen hat das Amali am Ende auch gelernt. Ich meinte halt bloß wegen der Dauerhaftigkeit."

Er stand auf, rückte seinen Stuhl halbwegs unter den Tisch hin und langte nach der Schirmkappe auf dem Fenstersims. Schon an der Tür stehend, wies er noch einmal mit dem Zeigefinger auf den Kehrichthaufen hin. „Daß du dir's merkst, es ist jetzt auf der Wage. Man muß den Enderli-Jakob nicht lehren, was etwa so auf der Welt der Brauch ist; aber wenn's dir dann allenfalls zu wenig daran gelegen wäre — — weißt, ich bin erst Zweiundfünfzig zu Ostern. Und es könnten noch Sachen passieren, an die man jetzt gar nicht denkt..."

Damit schloß er die Tür behutsam hinter sich zu. Konrad aber nahm mechanisch das Zeitungsblatt in die Hand und las das erlösende und zugleich verhängnisvolle Inserat noch einmal halblaut vor sich hin:

„Ein Fleckkalb, acht Tage alt, zum Erziehen geeignet (mit Ohrmarken), bei Heinrich Zehnder im Schwellhof."

Drittes Kapitel.

Worin Konrad Enderli ein Saugkalb kauft und worin es eine Tanzstunde, mehrere ernst gemeinte Küsse und einen Korb absetzt.

Der Sonntagnachmittag hatte diesmal länger gedauert als sonst; und doch, meinte Konrad Enderli, als jetzt allmählich die Dämmerung eintrat, so plötzlich und unvermittelt sei es noch nie Nacht geworden. Er heuchelte beim Abendessen innere Gelassenheit, half nachher dem Vater noch ein wenig beim Füttern und kleidete sich hierauf, gleichsam von einer unsichtbaren Macht dazu gezwungen, sorgfältig um.

Der feste Tritt seiner Füße klang ihm wie etwas Fremdes in die Ohren, während er durchs Unterdorf hinausschritt. Es war eine liebe, laue Märznacht. Da und dort troff noch aus einem versteckten Dachwinkel Schneewasser nieder, aber in der Luft lag ein starkes Frühlingsahnen. Konrad maß mit den Augen die hohen Haufen frisch gespaltener Kochscheiter zu beiden Seiten der Straße, die einen würzigen Harzgeruch ausströmten, und dachte mit Stolz daran, daß er seinen eigenen Vorrat daheim unterm breiten Vordach doch mit dem der Nachbarn nicht vertauschen würde. Bei der Erwägung, daß nun vielleicht die Schwellhöfler Amalie dazu berufen sein könnte, diese Scheiter ihrem Bestimmungsort, dem neuen dreilöchrigen Kochherde, zuzuführen, wollte allerdings ein ungläubiges Lächeln auf seine Lippen kommen, das er aber sogleich mit einem kräftigen „Hä — warum denn nicht?" in seinen Winkel zurückwies. —

Bei einem der letzten Häuser schloß sich ihm unversehens Peter Färber an, ein Altersgenosse, mit dem er aber nie besondere Freundschaft gehabt hatte.

„Auch noch ausrücken?" fragte Peter aufgeräumt, jedoch mit verhaltenem Mißtrauen. Als ihm Konrad in möglichst treuherzigem Ton mitteilte, er müsse wegen eines Saugkalbes ins Schwellhöfli hinab, erklärte Peter, daß er just den gleichen Weg vorhabe. Sie hätten dieser Tage mit Holzen am Langenrain fertig gemacht, und nun stehe da dummerweise eine Föhre in der Marklinie, die zur Hälfte dem Zehnder im Schwellhof gehöre.

Die beiden nahmen, um sich über ihre Unbehaglichkeit hinwegzutäuschen, eine ganze Reihe von Gesprächsstoffen durch. Sie kamen unter anderem auch auf die Viehzucht zu sprechen und stritten des langen und breiten darüber hin und her, ob man mit der Kälbermast besser fahre oder mit dem Aufziehen. Peter war fürs Mästen, Konrad fürs Aufziehen.

Als sie dem Schwellhof gemach näher kamen, wurde der Faden des Gesprächs dünner und riß sogar hin und

Alt-Frankfurt.

wieder ganz. Einmal fragte Peter, scheinbar bloß nebenbei, ob er, Konrad, eigentlich im Schwellhöfli etwas im Sinn habe? Dieser tat sehr verwundert: Was man denn da besonderes im Sinn haben könnte?

„Hä, ich meine nur so", gab Peter zurück. „Es ist eben noch nicht vielen Leuten im Dorfe bekannt, daß der Schwellhofbauer an einem Schwager in Imbsch durch Bürgschaft elf- oder zwölftausend Franken verloren hat."

Konrad zweifelte keineswegs daran, daß das ein Aufschnitt sei, tat aber nicht dergleichen. „Dann wird der Zehnder heute zum Handeln nicht besonders gut aufgelegt sein", meinte er mit erkünstelter Besorgnis, schwenkte aber gleichwohl nach der Scheune hinüber, während Peter ohne weiteres ins Haus trat.

Nach einigem Tadeln und Feilschen hatte Konrad Enderli das Fleckkalb für fünfunddreißig Franken glücklich erstanden. Er fand im stillen, daß der Zehnder ganz gut fünf bis zehn Franken mehr hätte verlangen können.

Nicht ohne etwelches Sträuben ließ er sich noch zu einem Glase Wein in die Stube nötigen. Er war erstaunt über die breite Selbstverständlichkeit, mit der Peter Färber neben der hübschen Amalie am Tische saß und sich im Flüstertone recht zutunlich mit ihr unterhielt. Die beiden rückten zwar rasch ein wenig auseinander, als der Vater in die Stube trat. Aber Amalie stand nicht einmal auf, um den neuen Ankömmling zu begrüßen, sondern sagte bloß ganz nebenbei: „'n Abend, Enderli!"

Dies Wort tat ungefähr die gleiche Wirkung, wie wenn man ihm einen Kübel voll kalten Wassers über den Kopf gegossen hätte. Er hatte Mühe, seine Niedergeschlagenheit zu verbergen, selbst die ausgesuchte Freundlichkeit, mit der ihn Seline zum Sitzen einlud, vermochte ihn nicht in eine freudige Stimmung zu versetzen, obschon er sich fortwährend gewaltsam daran erinnerte, daß das gekaufte Kalb wirklich mindestens fünf Franken zu billig sei.

Seline teilte ihm etwas verschämt mit, sie sei beinahe erschrocken, als sie ihn noch so spät habe in die Stube treten sehen. Als er ihr vom angeblichen Grund seines Herkommens berichtete, schürzte sie die Lippen zu einem schelmischen Lächeln und gab ihm mit den Augen zu wissen, daß sie ihn schon verstehe...

Peter Färber rückte nun mit seinem Anliegen wegen der gemeinsam zu fällenden Föhre heraus; der Schwellhofer meinte, das werde schon zu machen sein, und es werde gewiß keinen Prozeß absetzen. Dann wurde in gemächlicher Weise über allerlei Dinge hin und her geplaudert. Auch Konrad Enderli beteiligte sich mit verständigen Aeußerungen am Gespräch; wenn man über etwas ungleicher Meinung war, so stand Seline immer auf seiner Seite. Sie behandelte ihn überhaupt als ihren besonderen Gast und füllte sein Glas beharrlich nach, so oft er einen Schluck daraus getrunken hatte.

Als der Schwellhöfler eine Zeitlang nicht in der Stube war, fing sie zu seinem Entsetzen vom Tanzen an. Man müsse nur immer mit dem Schottisch beginnen, der sei so leicht, daß man ihn gar nicht zu lernen brauche. Und wenn man den Schottisch könne, könne man auch die anderen: Beim Polka brauche man bloß zu zählen: „Eins-zwei-drei — eins-zwei-drei — vier-und-fünf-und-sechs-und-sieben..." Es gebe eigentlich gar nichts Einfacheres auf der Welt als den Polka. Sie konnte sich nicht enthalten, zum Beweis einige Takte vorzutanzen, wobei sie pflichtschuldigst zählte: „Eins-zwei-drei — eins-zwei-drei — vier-und-fünf-und-sechs-und-sieben..." (Schluß folgt.)

Neues Bauen in Frankfurt.

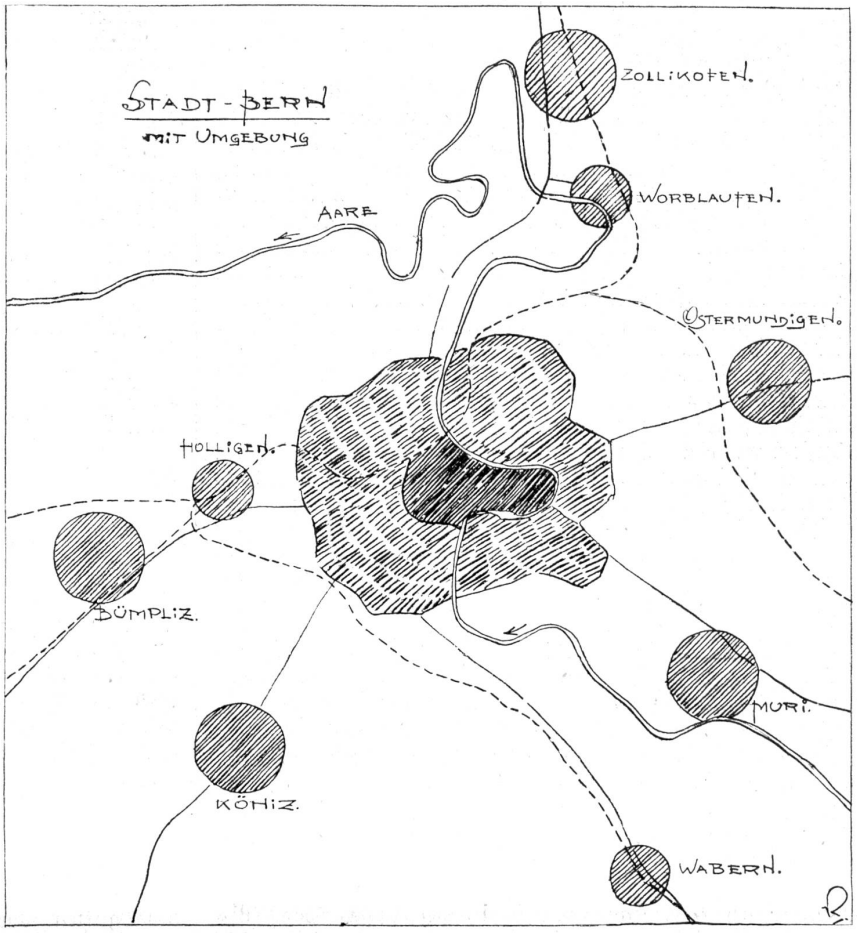
I. Großstadt und Trabantenstädte.

Zum Unterschied von früher, da sich die mittelalterlichen Städte z. B. infolge kriegerischer Unternehmungen durch Ringmauern zu schützen hatten und die äußere Form somit gegeben wurde, gab es dann eine Zeit, da die Mauern fielen, wo sich die weiteren Entwicklungen planlos dem jeweiligen Moment anpaßten. Auf diese Art entstund ein Chaos sondergleichen, fast alle Städte leiden heute noch darunter. Der gewaltige Aufschwung des Verkehrs tat das Seinige dazu bis allenthalben unhaltbare Zustände entstunden. Diese in die Augen springenden Nachteile hatten jedoch den Vorteil, daß man schließlich gezwungen wurde, Ordnung zu schaffen. Planmäßiges Vorgehen in bezug auf Anlage von Straßen und Plätzen, Aufstellung von neuzeitlichen Bauordnungen und Richtlinien, nach denen sich alle zu halten haben, sind heute unerläßliche Vorbedingungen, soll Einheit und Ruhe in den Wirrwar des Heute gebracht werden. Frankfurt am Main ist zurzeit wohl eine der sich am stärksten der Neuzeit anpassenden Städte und zwar in verschiedener Beziehung. Um einem größern Kreis von Interessenten Einblick zu gewähren in die planmäßige Entwicklung einer heutigen Großstadt, wurde im Monat September ein sogenannter Baukurs veranstaltet, der den Teilnehmern alles Sehens- und Nennenswerte übermitteln sollte. Von den bereits 170 dort zusammengekommenen Teilnehmern waren ein größerer Teil Schweizer (und Schweizerinnen), was immerhin als erfreuliches Zeichen betrachtet werden darf.

Wenn nun auch zwischen Frankfurt und Bern wesentliche Unterschiede sind, so dürften doch die Hauptrichtlinien, soweit es die Stadtentwicklung angeht, dieselben sein; was Frankfurt in dieser Beziehung verfolgt, dürfte auch für Bern, in gewissem Sinne, vorbildlich sein. Frankfurt geht also darauf aus, Ordnung in das Chaos zu bringen, d. h. es bestrebt sich, in seiner Umgebung sogenannte Trabantenstädte entstehen zu lassen.

Man möchte die Vororte nicht wie bisher mit dem Stadtkern ohne weiteres verschmelzen lassen; es soll nicht mehr jedes freie Stückchen Land außerhalb der gewachsenen Stadt nach Belieben überbaut werden dürfen, sondern es werden nun in einiger Entfernung neue kleinere Städte angelegt oder bestehende Vororte weiter ausgebaut und zu einer Trabantenstadt gemacht mit eigenen Verwaltungsgebäuden, Magazinen, mit allem was eine selbständige Nebenstadt bedarf. Natürlich soll dieser Trabant mit dem Hauptstadtkern in guter Verbindung stehen, sei es durch elektrische Schnellbahnen, Autobusse, gute Straßen ꝛc. Zwischen diesen Trabantenstädten und dem eigentlichen Stadtkern sollen gewisse größere Landstreifen für immer unbebaubar bleiben, sie können als Parks, Grünanlagen oder als Gärten angelegt werden. Durch dieses Vorgehen wird erreicht, daß sich die Städte weit mehr ausdehnen können und doch Harmonie und Ordnung bleibt, der Verkehr wird entlastet und die Nachteile einer Großstadt können zum Teil wenigstens vermieden werden.

Denken wir z. B. an Bern, so wäre die Trabantenstadtentwicklung so zu verstehen, daß die umliegenden Orte wie: Bümpliz, Köniz, Gümligen ꝛc. nach und nach zu selbständigen Städten, nach einheitlichem Plane, ausgestaltet würden, neue Siedlungen würden angegliedert, während größere Landkomplexe zwischen Bern und den Trabantenstädten unbebaut blieben zum Vorteil aller. Es ist klar, daß sich solche weittragende Auswirkungen nicht ohne weiteres ausführen lassen. Tiefgreifende Vorschriften, Expropriationen ꝛc. wären notwendig dazu. Es handelte sich hier übrigens nur darum, das Wesen der Trabantenstädte anzudeuten. Frankfurt allerdings macht Ernst damit und hat bereits große praktische Erfolge erzielt, wir werden uns im weitern mit einigen wichtigen Problemen kurz befassen, die zeigen, was eine Stadt mit zielbewußter, starker Leitung zu vollbringen imstande ist.

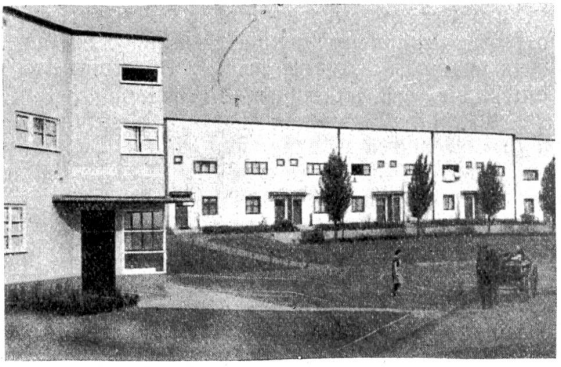


Auf dieser Skizze sehen wir schematisch angegeben die Altstadt Bern umgeben von den anstoßenden Quartieren. In einiger Entfernung bemerken wir die Vororte, die sozusagen die Stelle von Trabantenstädten einnehmen und als solche entsprechend ausgebaut werden müßten. Gute Straßen- und Bahnverbindungen sind naturgemäß Hauptbedingungen. Im übrigen siehe die Ausführung im Text.

II. Groß-Siedlungen.

Wir kennen auch in der Schweiz Siedlungen, die sich aus meist kleinern Wohnhäusern zusammensetzen und sich in der Nähe der größern Städte festlegen. Wie schon angedeutet, geht Frankfurt in dieser Beziehung ganz planmäßig vor. Das städtische Hochbauamt, das vielerorts in den baulichen Fragen eher zurückhaltend, wenn nicht gar konservativ ist, macht in Frankfurt eine rühmliche Ausnahme. Die leitenden Stellen sind mit jungen, tatkräftigen und tüchtigen Leuten besetzt, die alle Fachfragen weitblickend und vom neuzeitlichen Standpunkt aus erledigen. So sind nun in den letzten Jahren verschiedene große Siedlungen rund um Frankfurt entstanden, alle einheitlich geleitet, flachdächig, sowohl innen wie außen nach den neuesten Erfahrungen und mit den Materialien, die Hand und Industrie auf den Markt brachten, erstellt. Wir finden da Anlagen

Ansicht aus einer neuen Wohnkolonie in Frankfurt a. M.



Ansicht aus einer neuen Wohnkolonie in Frankfurt a. M.

von 1300, 1600 und mehr Wohnungen, wovon der größte Teil Einfamilienhäuser sind. Die größte Siedlung (wohl in ganz Europa) wird diesen Winter begonnen mit 8000 Wohnungen, was einer Einwohnerzahl von über 35,000 entspricht. Solche riesige Anlagen werden eben im Sinne der Trabantenstädte gebaut und erhalten eigene Großgebäude wie: Schulhäuser, Bäder, Verwaltungsgebäude, Sportanlagen ꝛc. Die Siedlungshäuser werden im allgemeinen nicht freistehend gebaut, sondern reihenweise. Aus all den vielen bisherigen diesbezüglichen Erfahrungen, die genau rechnerisch festgelegt werden, wird jeweils das den Verhältnissen entsprechende als das am besten erscheinende angewandt. Es ist klar, daß die Preise eine wichtige Rolle spielen. Der Einzelne muß sich dem Ganzen unterordnen, es geht nicht an, daß jeder seine extravaganten Wünsche verwirklichen kann. Andererseits entsteht so eine wohltuende Einheit und Ruhe, und die Preise können auf ein Minimum reduziert werden. Eine Stadt kann Siedlungen von solchem Ausmaß nicht anderswo bauen als auf eigenem Boden. Das hat natürlich seinen Haken. Denken wir z. B. an Bern, so sehen wir sofort, daß die praktische Ermöglichung schon an diesem Punkte scheitern müßte. Frankfurt hat nun ein sogenanntes Enteignungsgesetz, nach welchem es in der Lage ist, Land im Bedarfsfalle zu expropriieren. Falls für das Terrain solcher Gartenstädte pro Quadratmeter 220 und mehr Franken zu bezahlen wäre, käme die Ausführung gar nicht mehr in Frage. Frankfurt offerierte anstelle von 15 Mk. 3.50 Mk. und kam so in den Besitz großer Ländereien. Kleinhäuser kosten von 10,000 Mk. an und mehr, bei genauer Errechnung und Einteilung. Für Menschen, die erstmals in eine derartige Siedlung kommen, bietet sich ein völlig neues Bild. Man gewöhnt sich jedoch rascher daran, als man glaubt. Dabei ist alles sauber, hell und von großer Wohnlichkeit. Einzelne Häuser werden von der Stadt aus vorbildlich möbliert und allen Interessenten gezeigt, eigene Beraterinnen klären auf und helfen bereitwillig den Weg zum Neuen ebnen und viele Vorurteile überwinden. Wo Sonne, ist auch Schatten. Es ist klar, daß viele Versuche gemacht werden mußten, Hindernisse mußten überwunden werden, doch es scheint, daß der jetzt beschrittene Weg, den Verhältnissen entsprechend, der richtige ist. Jedenfalls ist der Eindruck, den man in Frankfurt von diesen Siedlungen erhält, ein vorzüglicher. (Fortsetzung folgt.)

Ein Tag im Volksbildungsheim.

In einem stillen Bergtälchen war's im westlichen Berner Oberland, im Turbachtal. Noch strahlte der Orion in den kalten Wintermorgen hinein. Die zerstreuten Häuschen am Hang bargen ihr Lämpchen hinten im Küchenstübchen, während in ihren Frontfenstern sich noch die Sterne spiegelten. Einzig das Schulhaus ließ sein Licht hell aus den Stubenfenstern strahlen; es erwartete Gäste. Von verschiedenen Seiten kamen sie nun auf geflügelten Schuhen heran, vom Lichtschein angezogen. An die zwanzig Jünglinge von über 20 Jahren, die sonst im ernsten Daseinskampf stehen, nun aber in stillfroher Sammlung sich dem hingeben wollten, wovon des Menschen Seele sich nährt. Da saßen sie um den langen Tisch, in ihrer Mitte Fritz Wartenweiler, den das im Norden geschaute Bild eines geistig erweckten Jungvolkes nicht mehr losläßt, der diesem auch in seinem Vaterland schlummernden Leben geduldig hoffend und unermüdlich fördernd nachgeht. Da erzählte er nun den Jungmannen von Richard la Nicca, dem Graubündner, dem Erbauer der Splügenstraße, dem Bändiger des Hinterrheins, dem Ingenieur des Linth- und Hagneckkanals. Nicht nur der junge Zimmermann vom Heinzenberg lauschte gespannt auf das bedeutsame Kapitel Heimatgeschichte; auch der junge Gärtner aus dem Baselland, der Käser aus dem Saanenländchen spürten das Schweizerblut in ihren Adern lebhafter schlagen, spürten, daß der Kampf mit den Naturgewalten unser Teil ist, an dem wir alle einander zu helfen haben, welchem Stand und welcher engern Heimat wir auch angehören mögen. Mancher junge Hörer empfand die tiefe Genugtuung des so tatkräftigen und erfolgreichen Schweizer-Baumeisters kräftig mit, spürte den eigenen Schaffensdrang sich recken und doch den persönlichen Ehrgeiz stille werden ob La Niccas Tagebuchschluß: Alles, was wir tun können, ist, Material herbeischaffen im Dienst der Mitmenschen, auf daß Gott, der große Erbauer, damit baue, was der Menschheit not tut.

Auch das Morgenessen führte die Burschen zur Gemeinschaft zusammen. Aber ehe der Bruder Esel, wie Franziskus seinen Leib hieß, seinen Teil bekam, nahm die Tischrunde einen guten Spruch entgegen. Welcher hätte heute besser passen können als die Strophe von Geibel:

Tu du redlich nur das Deine,
Tu's in Demut und Vertrauen;
Haue Balken, rüste Steine:
Gott der Herr wird bau'n!

Nach der Mahlzeit aber, da hättet ihr sehen sollen, wie die Burschen sich den Küchenkünsten widmeten! Auch in des Tages Kleinigkeiten, ja gerade darin wollten sie sich gegenseitig als gute Kameraden erweisen. Da stellte einer die schwerbeladene Hutte ab, ein anderer brachte direkt vom Bauer in der Nachbarschaft die frische Milch, andere ließen die Schalenschlangen von den Kartoffeln herunterhüpfen und sangen mit kräftigen Stimmen dazu

Komm, reiche mir die harte Hand
Und schreite unsern Schritt!

Dabei blieb immer noch die Hälfte der Burschen frei, die gestern im Kurshaushalt geholfen hatten, heute aber die sanften Hänge der Umgebung in erfrischender Fahrt hinabglitten, oder eine kurze Steilfahrt mit einem forschen „Christiania" abschlossen. Noch vor Beginn des Vormittagsvortrages aber fanden sich alle wieder in ihrer traulichen Arbeitsstube zusammen, unterrichteten sich in guten Biographien selber über Rudolf Schneider und Conrad Escher, die Bundesgenossen La Niccas, oder bereiteten sich vor auf den eigenen kleinen Vortrag, mit dem sie eines Tages die Kameraden beschenken wollten, oder sie gingen auf der altbekannten Schweizerkarte mit neuem Interesse den Spuren tätigen Heimatschutzes nach, oder sie befragten den Kursleiter „Fritz" in persönlichem Gespräch.

Nun haben sich auch der junge Briefträger und der Aelplersohn aus dem Tale eingefunden, und das frische Lied eröffnete die Vortragsstunde:

Aufwärts blicken, vorwärts drängen —
Wir sind jung, und das ist schön!

Große Werke der Weltliteratur zu lesen, dafür ist leider auch ein Monatskurs zu kurz. Aber als nun „Fritz" einen goldenen Faden durch Romain Rollands Hauptwerk zog, Jean Christophs Ringen mit sich selbst und mit der Umwelt schilderte, da war der Eindruck nicht minder stark.

Unerwartet schnell war so die Mittagspause da. Am Nachmittag beteiligten sich auch bestandene Mannen aus der weitern Nachbarschaft, und der erweiterte Kreis gab dem Solothurner Landwirt, der über die Getreideversorgung unseres Landes berichten wollte, Mut und Freude. Obwohl jeder Teilnehmer sein Vortragsthema ganz frei wählen konnte, lag der Gegenstand gar nicht so weit ab. Wollte doch La Nicca durch seine Alpenstraße der Brotversorgung dienen und der Wiederholung der Hungerjahre 1816/17 vorbeugen. Der Vortrag stellte anhand einer wirtschaftlichen Lebensfrage die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart her und leitete eine ernste Aussprache ein.

Aber nun die Glieder strecken! Ein halbes Stündlein Turnen in der lachenden Bergsonne frischte die Leibeskräfte